

Man lernt nie aus ...

## Afrikanischer Advent

***In Winter jagt man zuhause. Mit der Flinte, treuen Hunden und guten Kumpels hinter schnellen Hähnen und flinken Flitzern her, auf spannenden Drückjagden geschüttelt von der Lieblingskrankheit „Sauenfieber“.  
Dass es diesmal zum ersten Advent in die Sonne Afrikas ging, musste also besondere Gründe haben...***

Dieser Termin passte mir überhaupt nicht – ok, welchem Jäger würde es nicht gefallen, für 10 Tage nach Namibia zu fliegen, selbst wenn man schon zig Mal dort war? Aber doch nicht Anfang Dezember, zur besten Treib- und Drückjagdzeit. Das hieß im Klartext mehrere tolle Treffen mit alten Kumpels sausen lassen. Außerdem ist es um diese Zeit im südlichen Afrika Sommer. Heiß, richtig heiß – Temperaturen bis 40 Grad bedeuten einen heftigen Klimaschock. Dennoch konnte ich diesen Termin nicht absagen und das kam so:

Auf der Messe *Jagd und Hund* war ich in den Jahren zuvor zu einer interessanten Pressekonferenz eingeladen. Mit dem Namen der Veranstalter konnte ich wenig anfangen, vom *Erongo-Verzeichnis für afrikanisches Jagdwild* hatte ich nie gehört. Aber ein guter Freund redete so lang auf mich ein, bis ich mir im Dortmunder Messetrubel ein paar Minuten freischaufelte.

Daraus sollten zwei Stunden werden. Erst mal.

Afrikanische Berufsjäger sind ein ganz besonderer Menschenschlag. Weit entfernt von Robert-Redford-Romantik erkennt man sie selbst im dichtesten Gewühl sofort. Es umgibt sie eine Aura, die sich mit Worten nur schwer beschreiben lässt.

Souverän, in sich ruhend, aufmerksam, neugierig – all das trifft längst nicht alles.

Dort von auf dem Podium saßen gleich fünf dieser wahrlich ungewöhnlichen Vertreter. Und erzählten mit bedrückter Miene



Wußten Sie, dass die meisten Löwen in Südafrika  
in Gattern gehalten und zum Abschuss  
für gut zahlende Jäger gezüchtet werden ...

und leiser Stimme von ihren Sorgen um nicht weniger als die Zukunft der Jagd auf dem schwarzen Kontinent.

Als Afrika-Greenhorn verstand ich zunächst nur Bahnhof. Vordergründig ging es um ein neues System zur Bewertung von Trophäen. Wenig spektakulär – ob man nun Büffelhörner nach einem Schema von Rowland Ward, SCI, CIC oder wem auch immer vermessen würde – was sollte daran so wichtig sein?

Erst nach und nach begriff ich, was dieser Truppe von Haudegen wirklich am Herzen lag.

Wenn man ihnen glaubte, war es in den letzten Jahren zu einem schleichenden Verfall der jagdlichen Praktiken im südlichen Afrika gekommen. Immer mehr Abschüsse viel zu junger Trophäenträger, immer ungenierteres Aussetzen völlig fremder Arten zum alleinigen Zweck der Exekution, immer ausgedehnteres Einpferchen von wilden Tieren in Zäune, die jahrtausendealte Wanderwege zerstören, immer gnadenlosere Feldzüge gegen jeden Großräuber, der die teuren Exoten bedrohen könnte. Von Auswüchsen in solchem Ausmaß hatte ich noch nie gehört. Betroffen lauschte ich einem blonden Hünen, der mit ruhiger Stimme vom Ausverkauf der Seele Afrikas berichtete. Kai-Uwe Denker hat unter den Elefantenjägern der Neuzeit einen klingenden Namen: im Buschmannland, einer „vergessenen Ecke“ im Nordosten Namibias gelang es ihm gleich mehrmals, Jagdgäste auf einen der sagenumwobenen Hundertpfünder (gemeint ist damit das Gewicht eines Stoßzahnes in engl. Pfunden/lbs.) zu Schuss zu bringen.

Das alles wusste ich an diesem kalten Februartag in Dortmund überhaupt nicht – nur der Eindringlichkeit seiner Worte, mit denen er von der bedrohten Schönheit seiner afrikanischen Heimat erzählte, konnte ich mich nicht entziehen.

„Geld regiert die Welt“ – weil diese Binsenweisheit leider und gerade auch für die Großwildjagd im südlichen Afrika gilt, erheben Kai-Uwe Denker und andere Berufsjäger ihre Stimme, um bestimmten Auswüchsen entgegenzutreten.

Endlich – und vielleicht auch schon zu spät.

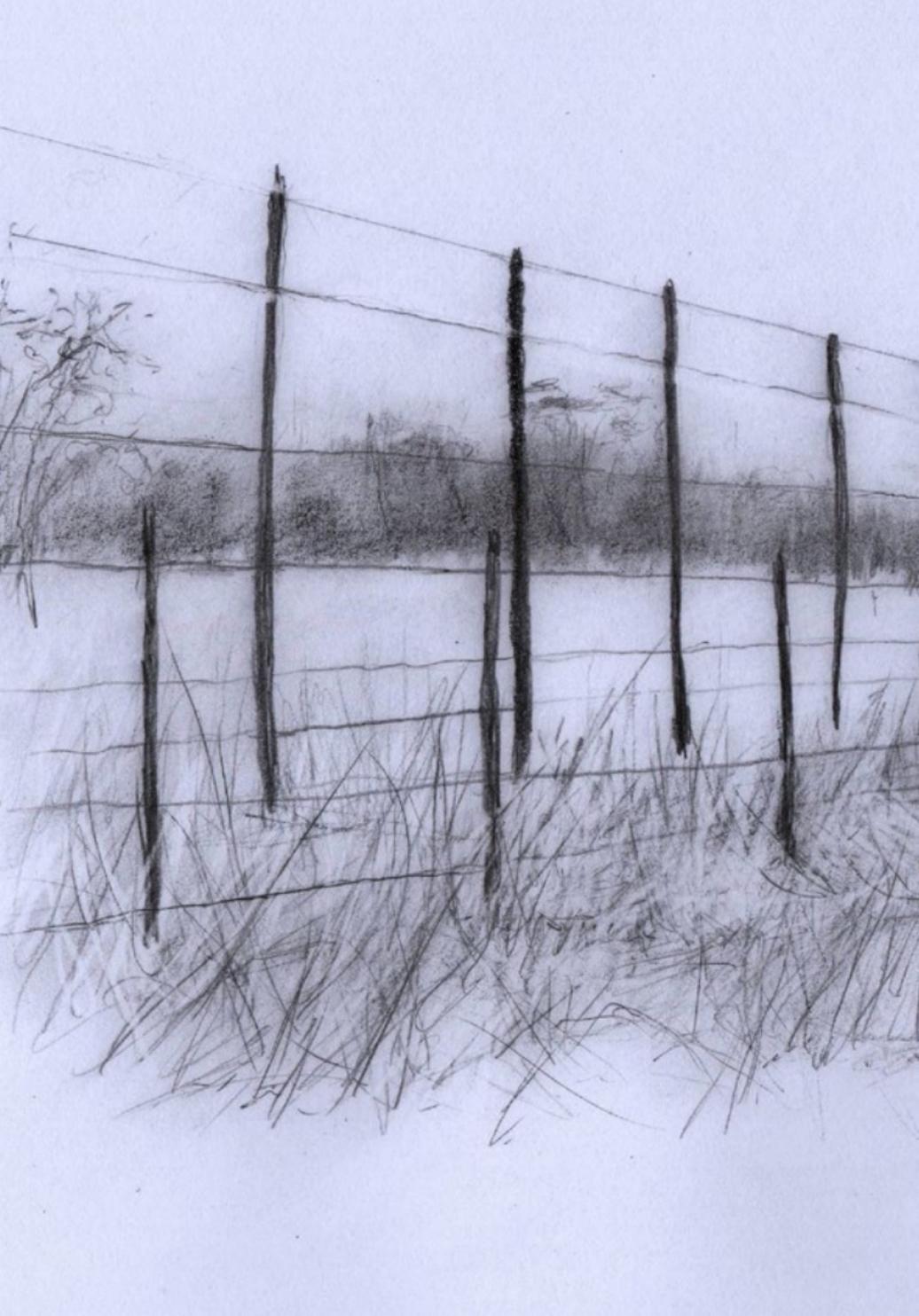
## Was will das Erongo-Verzeichnis ?

Erongo heißt ein Gebirgszug in Namibia, dessen Name sich die Initiative gab. Dass es neben den Klassikern von Rowland Ward, SCI und CIC nun ein ganz neues Vermessungssystem für Trophäen begründete, könnte Großwildjäger in aller Welt vielleicht aufmerken lassen. Was uns deutsche Jäger interessieren *muss*, sind Vorgaben, die sich für uns so selbstverständlich anhören – und es doch leider nicht mehr sind:

- **keine Jagd auf nicht autochthones Wild**  
**(also auf ausgesetzte, vor Ort nicht heimische Arten)**
- **keine Jagd in Regionen, in denen wilddichte Zäune die natürlichen Wanderbewegungen der Arten verhindern**
- **keine Jagd auf ausschließlich**  
**zum Zwecke der Erlegung gezüchtete Tiere**
- **keine Jagd in Regionen, in denen natürlich heimisches Großraubwild systematisch ausgerottet wird**  
**(mindestens eine der Arten Löwe, Leopard, Gepard oder Tüpfelhyäne muss vorkommen)**
- **keine Jagd auf in ihrem Bestand bedrohte Arten**
- **keine Jagd auf kapitale, aber nicht reife Trophäenträger,**  
**die sich noch nicht ausreichend fortpflanzen konnten**

Insbesondere die Geißelung der wilddichten Zäune hat es in sich. Kenner der Szene wissen, dass etwa Südafrikas wilde Tiere nahezu komplett hinter hohen Zäunen leben. Und auch in Namibia gibt es immer weniger Regionen, in denen sich Kudu, Oryx und Elands auf ihren tradierten Wechsellern bewegen können.

Was hat das alles mit uns in Deutschland zu tun – und was mit der Traurigkeit über verpasste Drückjagden im Dezember? Nicht nur die Sorgen der engagierten Berufsjäger fand ich nachvollziehbar, sondern v. a. die Menschen sehr sympathisch. Schon in den ersten Minuten in ihrem Bann erinnerte ich mich an Don Quichotte – und seinen Kampf gegen die Windmühlen-



Wenn man schon mal da ist...  
wäre es doch praktisch, möglichst viele spektakuläre Antilopen  
erlegen zu können. Doch der Preis dafür ist hoch –  
Exoten wie dieser Sable (Rappenantilope) werden  
aus Tausenden von Kilometern angekart  
und hinter Zoo-Zäunen eingepfercht...



flügel. Kai-Uwe Denker und seine Mitstreiter sind keine Spinner, keine Phantasten. Sie stehen mit beiden Füßen fest auf dem afrikanischen Boden ihrer Heimat. Sie wissen ganz genau, dass die Zeit gegen sie spielt, dass selbst in der tiefsten Wildnis Spielregeln um sich greifen, die Jäger des „alten Schlages“ traurig machen. Obwohl sie wissen, dass es vielleicht schon zu spät ist, erheben sie dagegen ihre Stimme. Weniger mit dem Blick auf das Ergebnis, sondern weil es gesagt werden muss.

Ein mir sehr nahe gehender Kampf. Auch wenn mein deutscher Schreibtisch unendlich weit weg von diesen Problemen schien.

Im nächsten Jahr ein Wiedersehen mit den Don Quichottes.

Die selbe Jagdmesse, derselbe Raum, Pressekonferenz zum gleichen Thema. Die Gruppe erzählt von ersten Erfolgen. Und Rückschlägen. Als Greenhorn habe ich es immer noch nicht begriffen – wer kann denn dagegen sein, dem Ursprünglichen der Jagd, dem ganz bewußten JA zum offenen Ende des Nachstellens, dem Jagen anstelle schnöden Exekutierens wieder mehr Geltung zu verschaffen?

Ich muss noch viel lernen.

Mit einem der Mitglieder der Initiative, dem Südwester-Haudegen Ronnie Rowland, verbindet mich nach einigen gemeinsamen Erlebnissen zwischen den Dornen Namibias und unvergessenen Stunden am Lagerfeuer, eine tiefe Freundschaft.

Aber das ist was ganz Persönliches und hat nichts mit der Arbeitsgruppe zu tun. Dachte ich.

Deshalb trifft mich seine Bitte an diesem frühen Messemorgen in Dortmund recht unvorbereitet. Er möchte mich Kai-Uwe Denker vorstellen – der wolle mich „mal kennenlernen“...

Ich weiß nicht, was Ronnie ihm von mir erzählt hatte, auf jeden Fall war mir etwas mulmig.

Ich glaube, man kann das nicht verstehen, ohne die Aura erlebt zu haben, die diese Naturburschen um sich verbreiten – selbst im sterilsten Messe-Raum im winterlichen Dortmund.

Als sei es das Selbstverständlichste, begrüßte mich Kai-Uwe mit herzlichem Lachen und festem Händedruck – sofort und ohne lange Erklärungen per DU. Als ob wir uns schon ewig kennen würden. Er redete nicht lange um den heißen Brei herum.

Ich wär ja jetzt schon das zweite Mal auf der Pressekonferenz gewesen und würde die Gruppe schon ein wenig kennen – ob ich sie nicht unterstützen könnte? Zwei mal im Jahr treffen sich die Mitglieder zu einer Arbeitsrunde – zu der nächsten Anfang Dezember wäre ich herzlich eingeladen. Er und seine Freunde wollten mich kennenlernen. Und meine Ideen.

Hörte sich nicht schlecht an. Erst kurz danach wurde mir klar, dass es dabei nicht um einen Nachmittag irgendwo in einem Tagungshotel ging, sondern um eine Runde in Namibia. Auf einer abgelegenen Farm. Über 8500 km entfernt von hier. Und herbstlichen Treibjagden. Da hatte ich den Salat.

Lange überlegt habe ich trotzdem nicht.

Manche Zeitfenster sind nur ganz kurz im Leben auf – und manche Menschen kreuzen unsere Lebensbahn wie strahlende Kometen. Wenn man dann nur zuschaut und sie ziehen lässt, ist man es selbst in Schuld. Der Bann der afrikanischen Wildbahnen hatte mich schon länger fest im Griff, nun kam die Nähe zu extrem ungewöhnlichen Menschen hinzu.

## **Dresdner Stollen bei dreißig Grad ...**

Eines war allerdings von Anfang an klar – allein für ein Arbeitstreffen würde ich nicht nach Namibia fliegen. Wenn schon „zur Unzeit“, dann wenigstens mit ein bißchen Jagd. Gesagt, getan – in Windeseile hatte Ronnie einen Plan gemacht (in Namibia eine Art Volkssport, ganz egal, worum es geht, zunächst mal wird immer „ein Plan gemacht“ ...):

Wir könnten ja zuvor ein verlängertes Wochenende mal nach den Elands schauen ... und jede Menge Warzenschweine würden da auch zu Schaden gehen. Damit war ja alles klar. Fast zumindest.

Im Nu waren erast mal die Flüge gebucht, da AirBerlin (*früher LTU*) die Verbindung nach Windhoek eingestellt hat, bleibt nur noch *Air Namibia* und da sollte man fix sein, v. a. wenn wie bei mir die Flexibilität bei den Terminen nicht besonders hoch ist.

Alles andere konnte man später noch sehen.

Von Februar bis Dezember keimte dann doch auch ein bißchen Fieber. Namibia kannte ich schon einigermaßen – und doch nur wenig. So bestimmte echte Vorfreude auf neue Gegenden, neue Reviere und vor allem neue Menschen die Zeit des Wartens.

Nur wenige Tage vor dem Abflug änderte ein Anruf alles – ob ich nicht Lust hätte, auf Leopard zu jagen?!

Nun ist das mit dem Beuteschema bei mir so eine Sache, einst unvorstellbare Dinge wurden in konkreten Situationen schon über den Haufen geworfen, aber zu den großen Katzen Afrikas stand meine Meinung fest:

- Löwen sind unglaublich teuer und für mich dazu nur in Notsituationen vor meiner Waffe vorstellbar,
- Geparde fallen bei mir durch alle Raster,
- aber von einer Leo-Jagd hatte ich immer schon geträumt – und solche Gedankenspiele gleich wieder fallen lassen, denn selbst die Kosten dafür liegen mit deutlich über 10000 Euro (incl. aller Nebenkosten) jenseits meiner Budgets für Jagdabenteuer.

Wie also auf eine solche Frage antworten, ohne die Freunde vor Ort zu verprellen?

Am besten fährt sich immer mit der Wahrheit, also:

Klar hätte ich Lust, aber dafür leider nicht die nötigen Mittel.

Schlagartig änderte sich die Diskussion – es ging nämlich gar nicht um einen „Volltarif-Leoparden“. Ein Gastjäger, der einen solche Jagd gebucht hatte, war leider erfolglos geblieben – und es bestand die Möglichkeit, das *tag* (die in Namibia unerlässliche Lizenz zur Erlegung von Großkatzen) unbürokratisch auf meinen Namen umschreiben zu lassen. Soweit ganz gut, waren meine ersten Gedanken. Doch als Ronnie mit der ganzen Wahrheit um

die Ecke kam, stieg mein Puls in ungeahnte Höhen. Mit dieser Umschreibung würden sich die Gesamtkosten um mehr als zwei Drittel reduzieren. Blieb immer noch ein ordentlicher, nicht ein-geplanter Batzen. Ich erbat mir zwei Tage Bedenkzeit und rief meinen besten Freund, einen sehr erfahrenen Afrikajäger an. Der spart seit Jahren auf einen Leo, wie ich wußte. Ich erzählte ihm von dem Angebot und fragte ihn, was er machen würde. „Wenn noch ein Platz im Flieger frei ist, komme ich sofort mit, wenn Du das nicht machst ...“ Damit war die Frage eindeutig beantwortet und ich wählte mit klopfendem Herzen die wohlbe-kannte Nummer, die mit 00264 anfängt. Auf den allerletzten Drücker trudelte mein Freund danach bei den Windhoeker Behörden ein und ließ die Lizenz auf mich umschreiben. Bei meinen Freunden in Südwest muss man zwar mit allem rechnen, aber diese Wendung war fast unheimlich.

Ein Arbeitstreffen stand am Anfang, ein bißchen Antilopen- und Keilerjagd kam dazu. Und nun – LEOPARD.

Nach der Landung in Windhoek und einer Nacht zur Akklimatisation folgte der Transfer in die Region um Tsumeb, der alten Minenstadt. Dort waren wir einige Tage zu Gast auf der Farm derer *von Maltzahn*. Ruth und Jochen wuchsen uns in den wenigen Tagen ans Herz. Der Farmer hatte mit Rindern und anderen Tieren wahrlich genug um die Ohren, war aber im Grunde seines Herzens ein hochpassionierter Jäger – auch wenn die Farm selbst gar nicht für Jäger gedacht oder vorbereitet war. Übernachten konnte man dort deshalb nicht, was aber der Begeisterung keinen Abbruch tat. Die erste Pirschfahrt stand ganz im Zeichen der Beschaffung eines frischen Köders für den Leopard (*bait*), da das Fleisch, mit dem man eine Woche lang versucht hatte, die Großkatze zu bekommen, in einem Zustand war, der nicht mal mehr eine Zuordnung zur Wildart zuließ... Unter den vorkommenden Antilopen war nach Aussage von Ronnie ein weiblicher Kudu sicher auf dem Speisezettel der Katze am höchsten angesiedelt. Problem war nur, dass es ins-

gesamt dort nur wenige Kudus gab – die sich auf dem ungezäunten Areal nahezu unsichtbar machten. Schnell kristallisierte sich heraus, dass sich ein kleines Rudel in einer nur 4 - 5 ha großen Brandfläche aufhielt, auf der frisches Grün sprießte. Glücklicherweise trafen wir nach einigen Stunden auf diesen Trupp. Die hochvorsichtigen Großantilopen ließen einen allerdings selbst auf Riesendistanz ziemlich alt aussehen. Weite Schussentfernungen sind mit einer guten Waffe ja nicht das Problem, wenn man sicher auflegen kann - etwa von einem passenden Dreibein. Mit meiner .300 WSM und dem 12fachen Swarovski hätte ich mich da durchaus sicher gefühlt. Nur die war in Deutschland geblieben, weil ich zur Elandjagd (das war ja schließlich die geplante Aktion...) einen Wechsellauf für die Mauser M03 in .404 Jeffery ausprobieren wollte. Und auf dieser Büffelbüchse war nur ein 1,1-4faches Drückjagdglas. Bis 50m Schussentfernung optimal. Aber die Kudu-Herde war locker über 150m weit weg. Was blieb anderes, als das kleine Glas auf 4fach zu stellen und hinter den Kudus her. Als Ronnie mir schließlich ein schwaches Stück freigab, war von dem grad mal das Blatt frei. Mit etwas mulmigem Gefühl schickte ich zum ersten Mal (jagdlich versteht sich, eingeschossen am Stand und im Schießkino war die Waffe) die 26g der .404 auf die Reise. Außer der davon stiebenden Truppe sah ich zunächst mal nichts. Der Weg durch die Brandfläche Richtung Anschuss kam mir nicht endend vor. Im Gegensatz zu den Verhältnissen bei uns (diese Richtung stand das Stück, also geht man dahin) versperrten ungezählte Dornenbüsche die direkte Linie. Wie man da nach zigmaligem Ausweichen und Umkurven überhaupt einen Anschuss finden sollte, war mir schleierhaft. An der Stelle bzw. der Umgebung des vermuteten Anschusses fand sich ... nichts. Na prima, aber mein Freund, der Berufsjäger, paffte nur ein wenig an der unvermeidlichen Pfeife, stocherte mit seinem hellen „Dirigenten-Stab“ (ein äußeres Zeichen seiner Würde, ohne das er niemals einen Gast führt) ein wenig im Sand ... und machte sich auf den Weg. Langsam. Ganz langsam. Zu langsam, wenn's nach mir ging.

Typisch Greenhorn. Als deutscher Jäger weiß man überhaupt nicht, auf was man zu achten hat. Ich suche in solchen Momenten am Beginn einer Nachsuche immer nur nach Schweiß. Doch der muss nicht zwangsläufig da sein. Obwohl – „wenn 26g auf ein rotwildgroßes Stück treffen, könnte man doch schon mal auf Schweiß hoffen“ gings mir durch den Kopf ... als Ronnies Stab rund 30m vom Beginn unserer Suche nach unten sank wie eine Wüschelrute und auf dunklen Sprenkeln zur Ruhe kam. Gottseidank – Schweiß. Der wurde nun immer mehr und nach weiteren 50m standen wir vor der längst verendeten Kudu-Kuh. Beim Rotwild hätte ich es Schmaltier genannt. Aber diese Ansprache war jetzt so was von egal. Laut seufzend fiel die Anspannung ab.

Obwohl das Stück (natürlich) einen Ausschuss auf dem Blatt hatte, fehlte anfangs der Schweiß und Schnitthaar hatte ich jedenfalls auch nicht gesehen.

Ronnie schmunzelte zufrieden: „Wir sind im Spiel ...“

Wild bedeutet in Namibia vor allem Fleisch. Dieses junge Stück war so ziemlich von der besten vorstellbaren Qualität. Verständlich, dass Farmer Jochen schlucken musste, weil es ausschließlich zum Anlocken des Leopards gedacht war. Unaufgebrochen kam es auf den Pickup und wurde erst unmittelbar am dafür vorgesehenen Platz ... genau in der Mitte in zwei Teile gehackt. Ersparen Sie mir Details – es war wenig appetitlich.

Mit Handschuhen und einem in einer speziellen Tasche transportierten dünnen Stahlseil wurden die beiden Keulen in etwa einem Meter Höhe an einem Kameldornbaum fixiert.

Die vordere Kuduhälfte kam an einen Kontrollposten in etwa zwei km Entfernung. Es war der 1. Advent 2011.

Zurück auf der Farm hatte Ruth eine Überraschung parat – original Dresdner Stollen. Bei 30 Grad im Schatten lief die Butter schon nach kurzer Zeit... Es hat trotzdem ganz wunderbar geschmeckt. Einen Kranz mit Kerzen gabs auch, in Ermangelung von Tannen mussten es namibische Zweige tun. Auch wenn es

ein wenig melancholisch klang, haben wir unterm Kreuz des Südens noch ein paar Adventslieder gesungen – mit Blick auf den Wassermangel schien *O Heiland, reiß die Himmel auf* den Farmern besonders aus dem Herzen zu sprechen.

Solange die Kirrung (bzw. das Bait) noch nicht angenommen war, konnten wir uns wie geplant auf Warzenkeiler und einen Eland konzentrieren. Einen uralten Keiler schoss meine Begleiterin Lydia zusammen mit dem Farmer, während ich mit Ronnie unentwegt nach frischen Elandspuren suchte. Erfolglos.

Am nächsten Morgen musste die Diskussion mit dem ortskundigen Farmer eine Entscheidung bringen – machte es Sinn, hier weiter nach Elands zu suchen oder nicht?

Jochen war ehrlich: „Ich glaube nicht, dass ihr sie finden werdet...“ Damit war ein Stellungswechsel nötig und ich fuhr mit Ronnie 70km auf eine Nachbarfarm mit sicherem Eland-Vorkommen. In lebhafter Erinnerung sind mir die ungezählten Weidetore geblieben. Klassische Aufgabe des Mitfahrers ist es, diese zu öffnen und nach dem Passieren wieder zu schliessen. Die Verschlüsse dieser Tore sind allerdings das Gegenteil von 08/15 – und manche davon bekam ich selbst beim dritten Mal nicht wieder zu – Greenhorn eben.

Nach stundenlangem Spüren bis zum frühen Mittag hatten wir endlich eine vielversprechende Fährte gefunden. Bevor es losging, hielt der Pickup auf einer kleinen Anhöhe. Fragend schaute ich Ronnie an. „Hier ist die einzige Stelle, von der aus wir Funkverbindung zu Jochen haben“. Ich staunte, über 70km von der Farm kam dessen Stimme sauber aus dem Äther:

„Bait angenommen, wiederhole – Bait angenommen!“

Ronnies nächste Frage war eher rhetorisch – Eland oder Leo? Eine gute Elandfährte stand dem angenommenen Leopardens-Bait gegenüber. Klar, dass die mit großem Aufwand vorbereitete Katzenjagd vorging. Auf dem langen Weg zurück stieg die Spannung. Es konnte losgehen.

## Von Wilden und Professoren ...

Die Jagd auf die gefleckte Großkatze gilt unter den *Big Five* (dazu gehören außerdem Büffel, Elefant, Nashorn und Löwe) nicht zu Unrecht als „Königsdisziplin“. Leoparden strahlen eine Aura aus, die keine andere Wildart umgibt. Und sie sind schwer zu bejagen.

Auf jeden Fall gilt diese Aussage für das *Farmland* Namibias, wo sie in der höchsten Dichte weltweit vorkommen. Im Unterschied dazu ist die Leopardenjagd in *Wildnisgebieten* (Namibia, Botswana, Simbabwe, Tansania, Mosambique u. a.) zu sehen. Dort sind Leoparden viel vertrauter und nicht zu Unrecht werben Outfitter bei 10 - 12 Tagen dort gerne mit „Garantie-Jagden“. Hat man es in der Wildnis geschafft, einen Leoparden an ein Bait zu locken, wird man den in der Regel auch bekommen. Solche Garantien sollte man aber nicht verwechseln, mit dem, was in Südafrika getrieben wird. Dort arbeitet man mit Hundemeuten (wie bei der Puma-Jagd in Nord- und Südamerika). Die Standardmethode funktioniert so, dass die Hunde die Katze nach stundenlanger Hetze auf einen Baum jagen und dort verbellen. Als Exekutierer kann sie man sie dann dort herunterschließen ...

Leider wird insgesamt ein großer Teil der (v. a. in den USA verkauften) Leoparden nach diesem Muster „bejagt“. Nachdem dieser Trend auch nach Namibia überschwappte, wurde der Einsatz von Hundemeuten dort allerdings verboten.

Doch zurück zu unserem angenommenen Bait auf der Farm. Mitten zwischen Rinderherden und zumindest einmal täglich befahrenen Sandpisten (patts) wissen Leoparden ganz genau, was man dort in der Regel über sie denkt. Nicht Gutes. Verständlicherweise sind Rinder- oder Wildfarmer nicht gut auf „Mitesser“ zu sprechen, die sich an ihrem Betriebskapital bedienen, ohne dafür zu bezahlen.



Auf Farmland sind Leoparden im Gegensatz zu Vorkommen in reinen Wildnisgebieten extrem vorsichtig – Professoren eben.

Zwar schützen die namibischen Gesetze die großen Räuber, aber wo kein Kläger...

Nur selten wird man Leoparden zufällig zu Gesicht bekommen – ganz im Gegensatz zu tagaktiven Löwen oder auch Geparden. Einfach so abschießen funktioniert also nicht.

Im Gegensatz zum Einsatz von Hundemeuten (*s. o./verboten*) oder Gift (*auch verboten, aber schwer nachzuweisen*).

Farmland-Leoparden bezeichnet mein Freund Ronnie daher als „Professoren“. Diese sind aufgrund ihrer Heimlichkeit viel, viel schwieriger zu bejagen als in Wildnisgebieten. Selbst wenn alle Rahmenbedingungen zu passen scheinen (dazu zählt v. a. ein bestätigter männlicher Leopard, der ein frisches Bait mehrmals angenommen hat), sollte man nicht von einer Chance ausgehen, die höher als 30 bis 40 Prozent liegt.

Im Umkehrschluss bedeutet diese Quote, dass man rein statistisch eine Jagd auf Farmland in Namibia zwei bis dreimal buchen (und bezahlen!) muss, bevor man einen Leopard erlegt.

Damit relativieren sich mancherorts dafür angebotene Schnäppchenpreise auf europäischen Jagdmessen.

Ja – man kann für kleines Geld Glück haben und wirklich mit einer Katze nach Hause kommen. Leider weisen nur die wenigsten Veranstalter ihre Kunden darauf hin, worauf sie sich damit einlassen... Damit erweisen sich im Nachhinein gerade die billigsten Angeboten als die teuersten.

Anders an diesem Dezemberabend in der Nähe von Tsumeb.

Ich wusste genau, dass die Chance äußerst gering war. Aber allein die Möglichkeit, sich mit dem heimlichen König des Dickbuschs zu messen, war für mich unbeschreiblich. Sauber stand die Fährte eines starken Kuders unter dem Baum mit dem Bait und eindeutige Spuren an der Keule deuteten darauf hin, dass ihm der junge Kudu schmeckte. Nach der Kontrolle fixierte Ronnie eine Angelschnur (!) am Unterlauf der Keule und wickelte diese wohl 100m ab. Auf ein dort stehendes Windrad zu, das ich

gar nicht näher beachtet hatte. Auf etwa sechs Meter Höhe hatte man dort hinein eine kleine Plattform gebaut, in der man auf zwei Campingstühlen einigermaßen bequem sitzen konnte.

Kein schlechter Platz für einen Anstich, vor allem, weil Windräder zum Wasserpumpen auf namibischen Farmen weit verbreitet sind – und damit auch für Leoparden nicht ungewöhnlich. Nach dem Checken des Baits und der komischen Nummer mit der Angelschnur fuhr Ronnie zufrieden an der Pfeife schmauchend zurück zur Farm. Es blieb noch ein bißchen Zeit und wir mussten noch „ein paar Sachen“ holen.

Nach einer kleinen Siesta und Ruths leckerem Adventsgebäck wurde auf dem Pickup eine Menge Gerödel verstaut – Stühle, Decken, Draht, Klebeband, Tarnnetze, Kühlbox...

Zwei Stunden vor Sonnenuntergang wurde dieses ganze Equipment in luftiger Höhe unter das Windrad gewuchtet. Nachdem er den Wagen ein paar 100 Meter weiter versteckt hatte, kletterte Ronnie mit dem Ende der Angelschnur zu mir aufs Podest und fing sich an, dort einzurichten. Vor allem auf die Vermeidung von Geräuschen legte er dabei allergrößte Sorgfalt. Der Boden, die Sitze, die kleine Schießscharte, eigentlich fast der gesamte Innenraum wurde mit dicken Tüchern verhüllt.

Mit Draht, Astgabeln und Klebeband entstand schließlich eine erstaunlich stabile Auflage, in der die Waffe in einer Art Voranschlag zu liegen kam. Das Absehen des Zielfernrohrs ruhte danach genau auf der Kudukeule, so dass im Angesicht des Ersehnten nur noch minimalste Anschlagskorrekturen nötig wären. Ganz am Ende wickelte sich mein Führer die gespannte Angelschnur um die Hand – und schlummerte ein!

Wohl eine Stunde später wachte er wieder auf, zog sich eine dicke Jacke an und flüsterte mir ein paar Erläuterungen zu, besser gesagt Kommandos. Sollte sich der Leo zeigen, würde er – und nur er – die Katze mit dem Fernglas ansprechen. Ich hätte dann sofort in Voranschlag zu gehen – den Finger am Schaft und nicht am oder im Abzug. Es würde keine einzige Silbe gesprochen. Wenn ich im Anschlag seine Hand auf meiner Schulter

spüren würde, wäre dieses die Freigabe. Dann läge die Verantwortung bei mir, einen sicheren Schuss anzutragen. Am besten sollte ich die Waffe geladen und entsichert im Voranschlag liegen lassen. Nur durch gutes Zureden konnte ich den Profi davon überzeugen, dass das mit dem „entsichert“ nicht funktionieren würde. Meine Mauser M03 hat nämlich überhaupt keine Sicherung, sondern stattdessen eine sehr praktische Handspannung, mit der man sie unmittelbar vor dem Schuss scharf macht – und zwar völlig geräuschlos, wie ich dem PH gleich mal demonstrierte, damit er wusste, wovon ich sprach. Ich war mir 100prozentig sicher, auch im Angesicht der gefleckten Katze völlige Stille garantieren zu können, erst recht auf etwa 100m Entfernung. Eine gespannte Waffe über Stunden neben mir im Voranschlag liegen zu haben, behagte mir dagegen überhaupt nicht.

Mit jeder Minute der langsam hereinbrechenden Dämmerung stieg die Spannung, ab und an kontrollierte ich durchs Zielfernrohr die Lichtverhältnisse. Flüsternd wies mich Ronnie auf Dinge hin, die ich überhaupt nicht wahrgenommen hätte – wie das schlagartige Aussetzen der unzähligen Vogelstimmen, die rund um Wasserlöcher in Namibia die Geräusche bestimmen.

Selbstverständlich hatten wir zuvor schon geklärt, dass bei diesem Ansitz alle anderen möglichen Wildarten tabu waren – da konnte der Warzenkeiler noch so dick sein. Es ging ausschließlich um die gefleckte Katze.

Als man das Bait nur noch durch die Optik erkennen konnte, zuckte es plötzlich ganz leicht an der gespannten Angelschnur! „Honigdachse“ flüsterte Ronnie – und durchs Fernglas konnte ich die wohl fuchsgroßen Schatten gut erkennen. Nachdem sich auch die nächste halbe Stunde nichts tat, brachen wir den ersten Versuch ab. Aufregend war's gewesen – allein die Vorstellung, es könnte wirklich ein Leopard erscheinen!

Am nächsten Morgen war das Bait wieder angenommen. Doch diesmal nicht von „unserem“ Kuder. Stattdessen standen erkennbar kleinere Prantenabdrücke eines weiblichen Leoparden im Sand unter dem Kudu-Köder. Dieses Verhalten überraschte Ronnie nicht. „Sehr oft kommt der Alte nur jede zweite Nacht – und überlässt den Riss bzw. das Bait in der folgenden Nacht seiner Katze – das erhöht unsere Chancen für morgen ...“

Am nächsten Abend das gleiche Procedere – zwei Stunden vor Beginn der Dämmerung ging in „unser“ Windrad. Ronnie schaute besorgt in die Wolkenfelder: „Sieht nicht gut aus, Regenwolken...“ Es blieb zwar trocken, aber nach nur 90 Minuten mussten wir trotzdem abbrechen. Der Wind war einfach nicht stabil genug, es verging keine Viertelstunde, in der wir ihn nicht auch im Nacken hatten. Damit war klar, dass es besser war, den „Professor“ nicht zu vergrämen.

So schnell können Träume verweht werden...

Der nächste Abend – soviel stand schon vorher fest – würde unsere letzte Chance bringen, denn wir mußten ja noch zu der Berufsjäger-Tagung. Viel besser war das Wetter nicht geworden – unbeständig, Gewitterwolken in der Luft und böiger Wind.

In der Nacht war der starke Kuder wieder am Bait gewesen. Und auch die andere Kontroll-Hälfte des Kudus ein paar Kilometer entfernt war angenommen. Wo sich die Leoparden wohl tagsüber aufhielten? Für Ronnie keine Frage: „Dahinten in den Hügeln gibts genug Felshöhlen, in denen sie sich völlig sicher fühlen.“ Doch auch an diesem Abend blieb die Angelschnur unangetastet. Ein paar Mal dachten wir, der Besuch des gefleckten Gespenstes stünde unmittelbar bevor, weil die Stimmen des Dickbuschs schlagartig verstummten – ein sicheres Zeichen für die Nähe eines großen Räubers.

Doch das Grummeln hinter den Bergen verhieß nichts Gutes. Als klar war, dass die Unwetterfront nicht weg, sondern auf uns zu zog, gab der erfahrene Südwester sofort das Kommando zum

Abbruch. Auf dem Metall-Windrad war die Gefahr eines Blitzschlags viel zu groß. Ohne einzupacken (den Abbau übernahm Jochen und seine Farm-Truppe am nächsten Morgen) erreichten wir gerade noch den Jeep, als auch schon die ersten dicken Tropfen auf die Kühlerhaube klatschten.

Die Stimmung war gedrückt. OK, unsere Chance war von Anfang an nicht besonders groß gewesen. Aber das gut angenommene Bait war auf unserer Seite. Das Wetter leider nicht – und da kann man (erst recht in Afrika) überhaupt nichts machen.

Der Abschied von Ruth und Jochen fiel schwer, sie waren uns in den wenigen Tagen ungewöhnlich ans Herz gewachsen. Ihrer kleinen Enkeltochter, die zu Besuch war, lasen sie zum Mittagsschlaf regelmäßig Geschichten vor. Ich grübelte schon länger darüber nach, wo ich ihren Familiennamen *von Maltzahn* schon mal gehört hatte. Erst zum Abschied fiel es mir ein – in *Jim Knopfs Abenteuer mit der Wilden 13*, einem der schönsten Kinderbücher (von Michael Ende), das es in deutscher Sprache gibt. Darin taucht ein weiser Drache auf, von dem der Held den entscheidenden Tipp zum Sieg über die wilden Piraten bekommt. Und dieser weise Drache heißt Frau *Malzahn*.

Weil unsere neuen Freunde dieses Buch und ihren Namensvettern noch nicht kannten, war ein Plan geboren – und zum Weihnachtsfest drei Wochen später waren zwei *Jim Knopf*-Bücher auf dem Weg von Deutschland unter einen 8000km entfernten Tannenbaum (oder was man stattdessen in Namibia dafür verwendet...).

Etwas melancholisch fanden wir uns am letzten Abend im Jagdgebiet bei einem traditionell guten (und großen) T-Bone-Steak zusammen. Auch ohne überhaupt einen Leopard gesehen zu haben, werde ich die Tage und Abende auf seiner Fährte nicht vergessen. Und erst recht nicht Ronnies Trinkspruch, der mit einem guten Single Malt Whisky die Erlebnisse der letzten Tage krönte:

**„To the one that got away –  
we will fight another day...“**

*(Frei übersetzt: Auf den, der entkam –  
wir werden unsere Jagd an einem anderen Tag fortsetzen...)*

Ich habe viele Wochen über diesen Trinkspruch nachgedacht – er beschreibt nicht nur die Jagd auf diesen Leoparden unnachahmlich. Er trifft das Wesen der Jagd, meiner Jagd, im Kern. Ich will mich mit allen Sinnen mit wilden Tieren messen, sie erbeuten. Doch dabei ist immer, muss immer, das mögliche Scheitern Teil des Plans sein.

Ein Leben mit der Jagd, für die Jagd, hat seine Höhepunkte längst nicht nur bei der Erlegung. Wer es darauf reduziert, tut mir leid. Er bringt sich damit um die Chance, jemals ein wirklich glücklicher Jäger sein zu können. Getrieben von der Sucht nach immer neuen Abschüssen und Trophäen.

Anstatt zu begreifen, zu leben, dass der Weg das Ziel ist.

Ausgerechnet weit weg von zuhause, zur Freizeit unter der Sonne Afrikas, wurde mir bei dieser denkwürdigen, aber letztlich gescheiterten Leopardenjagd, dieser Schlüssel zur Zufriedenheit als Jäger überdeutlich.

Noch konnte ich nicht ahnen, dass die anschließende Arbeitstagung genau an dieser Stelle fortsetzen würde.

### **So klein – mit Hut...**

Im Schatten des Erongo-Gebirges, weit ab von aller Zivilisation, liegt die kleine Farm von Kai-Uwe Denker. Dorthin gelangt man nicht zufällig, niemand kann sich dorthin verlaufen. Am Ende einer gottverlassenen Sandpiste muss man sich an der Rezeption einer kleinen Gäste-Lodge erst mal den Schlüssel für ein sonst immer verschlossenes Tor holen. Dahinter beginnt ein Trip, der sich bestens für eine waschechte Landrover-Challenge

eignen würde. Wir wären heilfroh gewesen, einen solch robusten Offroader gehabt zu haben. Stattdessen saßen wir aber in einem der weichgespülten „Möchtegern-Geländewagen“, die heute fast schon Standard sind. Zum Flanieren auf den Glitzer-Boulevards bestens geeignet. Aber hier schlicht fehl am Platz.

Ich habe es jedenfalls nie davor und nie danach erlebt, dass man bei einem allradgetriebenen Auto die Klimaanlage ausschalten musste, um so (mit den dadurch gewonnenen Zusatz-PS, die dem Antrieb zugute kamen) überhaupt über die nächste Steigung zu kommen ...

Nach über einer Stunde übelster Quälerei durch Flussbetten und über Geröllfelder tauchten wie aus dem Nichts plötzlich vor uns drei, vier kleine Gebäude auf – wir waren da.

Die Begrüßung war knapp, aber herzlich. Hier also lebte er, der große Elefantenjäger, der mich vor Monaten in Dortmund genau hierher ans Ende der Welt eingeladen hatte.

„Schön, dass Ihr da seid!“ – rund um den Tisch saß eine muntere Truppe von Haudegen, einige kannte ich von persönlichen Begegnungen, die meisten nicht. Was sollten diese Profis wohl von mir denken – da kommt so einer aus Deutschland und soll für sie und ihre Ideen Werbung machen ...

Im Hintergrund lagen eine Menge Leopard- und Antilopenschädel auf der roten Natursteinmauer des Haupthauses und vermittelten eine Ahnung von viel Arbeit, die in den nächsten drei Tagen vor der Gruppe lag. Nach einem Begrüßungsdrink zeigte uns Kai-Uwes Sohn erst mal unsere Unterkunft. Während die Berufsjäger in Zelten übernachteten, war für meine Begleiterin und mich wie selbstverständlich das Gästehaus der Farm reserviert worden – ein weiterer Faktor, der uns beschämte. Das kleine Natursteinhaus war einfach – und ohne jeden Strom... Taschenlampen und Kerzen bekamen damit in den nächsten Abenden und Nächten eine besondere Bedeutung. Das mag man für ein paar Tage urig finden, aber die Familie Denker lebt dort immer. Zurück zu den Wurzeln, die ganz



Mindestens einer der großen Räuber Afrikas  
wie Gepard oder ...



2/09/11

...Tüpfel-Hyäne sollte im Jagdgebiet vorkommen.  
Sonst ist etwas faul.

bewußt gesuchte Harmonie mit der Natur, scheint dort gelebt zu werden. Und doch – ein Leben ganz ohne Strom? Unvorstellbar für mich. Mit dem durchaus ernst gemeinten Rat, die Tür gewissenhaft geschlossen zu halten und regelmäßig unter dem Bett nach Schlangen zu schauen (...) verabschiedete sich der wohl 20jährige Sohn von Kai-Uwe, nachdem er uns Kerzen, Streichhölzer und Bad gezeigt hatte. Mit leicht gemischten Gefühlen kehrten wir nach dem Frischmachen in die Runde zurück.

Vor dem Gremium lag eine anstrengende Tagesordnung – neben wichtigen Diskussionen über die Prinzipien der jungen Organisation, Plänen für die nächste Dortmunder Jagdmesse und der Pressearbeit (zu all diesen Punkten hatte man uns eingeladen) standen aufwändige Detailuntersuchungen zu Altersmerkmalen verschiedener Wildarten an.

Der erste Tag stand ganz im Zeichen des Elands, am zweiten Tag folgte eine mehrstündige Debatte zu Leoparden. Jeder der Profis hatte dabei wohl jeweils 20 Schädel zu begutachten um anhand bestimmter Merkmale zu einer verlässlichen Aussage zum Alter der Trophäe zu kommen.

Dabei ging es weniger um die genaue Angabe in Jahren. Was zählte, war die Einstufung in

- (zu) jung
- reif
- alt
- sehr alt.

Warum sich erwachsene Männer stundenlang und scheinbar mit Begeisterung Schädel- und Zahnverfärbungen, Horn- und Knochennähte und zahlreiche, mir völlig unbekannt anatomische Besonderheiten notierten und anschließend leidenschaftlich diskutierten, war mir ein völliges Rätsel. Nur selten kam ich mir in einer Runde, in der es ja um Jagd ging (mit der ich mich hauptberuflich befasse), so deplatziert vor – so klein mit Hut...

Ich hatte ganz offensichtlich von Tuten und Blasen keine Ahnung – und fühlte mich dementsprechend.

Worauf hatte ich mich da nur eingelassen, wie sollte ich Greenhorn diesen Profis helfen können?

Erschwerend kam hinzu, dass die Kommunikation in einem dreisprachigen Kuddelmuddel verlief. Fast alle sprachen Deutsch, was aber selten verwendet wurde, weil ein junger PH es nicht verstand. Daher diskutierte die Runde meist in Englisch – und sehr oft in der Burensprache Afrikaans, die alle konnten.

Außer mir...

Selbst um in Englisch wenigstens die zentralen Dinge zu verstehen, ohne dauernd nachzufragen, musste ich mich extern konzentrieren. Als meine neuen Freunde immer wieder ins Afrikaans verfielen, fühlte ich mich als echter Fremdkörper. OK - wir waren hier nur Gäste, aber wenn das überhaupt einen Sinn haben sollte, musste ich der Diskussion zumindest akustisch folgen können – auch wenn „verstehen“ was ganz anderes war. Dennoch musste ich mich überwinden, um in meiner ersten Wortmeldung darum zu bitten, doch weitgehend in Englisch weiterzumachen, weil ich sonst alle paar Minuten eine Übersetzung bräuchte. Dieser Hinweis war der Runde ganz offensichtlich peinlich und sie versprachen mir, darauf zu achten. Nach einigen Stunden intensiven Zuhörens ahnte ich so langsam, worum's überhaupt ging.

Einer der Hauptkritikpunkte dieser Berufsjäger war die Tatsache, dass bei der Jagd im südlichen Afrika viel zu sehr auf die Stärke (Länge) von Trophäenmerkmalen geachtet wurde – mit dem Resultat, dass viele Wildtiere viel zu jung erlegt würden. Dagegen zu arbeiten, war den Profis offensichtliches Herzensanliegen. In einer Pause (länger als eine halbe Stunde konnte ich solchen Details in Englisch wirklich kaum folgen...) erklärte mir Kai-Uwe den Hintergrund all dieser Arbeit.

„Zu jung“ bedeutet, dass das erlegte Stück viel zu kurz oder noch gar nicht an der Reproduktion teilnehmen konnte. Wenn man Wildtierbestände so über Jahre und Jahrzehnte bejagt,

kann dies selbst bei den riesigen Stückzahlen in Afrika nicht ohne Auswirkungen auf die genetischen Ressourcen der verbleibenden Population bleiben. Auf Deutsch:

Wenn ich immer nur die besten und stärksten männlichen Stücke erlege, bevor diese sich vererben konnten, brauche ich mich nicht zu wundern, wenn die Qualität immer schlechter wird.

Wenn ich die Profis richtig verstand, sorgten sie sich genau um diese Konsequenz bei ganz vielen Arten. Alle klassischen Vermessungs- und Bewertungssysteme für Jagdtrophäen (*Rowland Ward, Safari Club International/SCI und Internationaler Jagdrat/CIC*) richten sich ausschließlich nach der Länge und Größe von Hörnern und Schädeln, Altersmerkmale zur Bewertung werden dort so gut wie nicht berücksichtigt.

Das Erongo-Verzeichnis will das ändern. In mühevoller Kleinarbeit definieren seine Mitglieder (für jede Art!) Kriterien, nach denen Trophäen in die vier Stufen *jung, reif, alt und uralt* klassifiziert werden.

Selbstverständlich folgt nach der Einstufung der Schädel auch eine intensive Festlegung von Kriterien am lebenden Stück. Denn schließlich dreht sich alles um den Moment, in dem ein Jagdführer seinem zitternden Gast im Angesicht eines (oft genug nur scheinbar ...) kapitalen Stückes vermitteln muss, dass dieses noch zu jung – und damit zu schonen ist.

Genau um diesen Moment geht es auf den Punkt gebracht bei der vielen Arbeit, die sich erwachsene Männer mehrere Tage im Jahr machen.

Und nach der sie ihren Alltag bei der Jagd ausrichten.

Langsam wurde es spannend – eine Ahnung, dass es sich lohnen könnte, in diese schwierige Materie einzusteigen, kam auf.

## **Don Quichotte in Afrika ?**

Nach einer Erfrischungspause (das Ganze fand bei über 30 Grad im Schatten statt ...) stand die Aktualisierung der Prinzipien des Erongo-Verzeichnisses an. Freundlicherweise brachte man

uns Neulinge zu Beginn noch einmal auf den Stand der Diskussion. Die Gruppe setzt sich dafür ein, dass

- ausschließlich natürlich vorkommende Arten bejagt werden,
- diese dürfen nicht an ihren natürlichen Wanderungen gehindert werden (keine wilddichten Zäune!),
- dazu muss mindestens einer der natürlichen Großräuber (Löwe, Leopard, Gepard, Tüpfel-Hyäne) vorkommen,
- von Fahrzeugen, mit künstlichem Licht und mit Hundemeuten wird nicht gejagt.

Diese Forderungen sind sozusagen die Präambel aller Aktivitäten dieser Berufsjäger-Gruppe, wenn man so will, ihr Evangelium.

Diese Forderungen sind unverrückbar, sie bilden die Grundlage jeder Jagd, sie werden nicht diskutiert.

Entweder man lässt sich als Jagdgast auf diese Kriterien ein – oder man wird erst gar nicht geführt.

Das hört sich brutal an – und ist es auch.

Auch wenn ich erst ein paar Mal in Afrika war, weiß ich, dass die Wirklichkeit eine andere ist:

Nahezu ganz Südafrika ist wilddicht eingezäunt.

Auch in Namibia scheint dieser Trend ungebremst – Zäune, soweit das Auge reicht, wohl schon mehr als 80 Prozent der Farmen sind zur wilddichten Zäunung übergegangen.

Nur zur Klarstellung: Die allgegenwärtigen, hüfthohen Rinderzäune sind nicht das Problem, sie existieren für Wildtiere eigentlich gar nicht. Warzenschweine und Oryx-Antilopen schlüpfen hindurch, Springböcke, Kudus und Elands überwinden sie in traumhafter Eleganz.

2,50m hohe, eingegrabene Gatter sprechen allerdings eine andere Sprache. Sie sind für Rinder völlig überdimensioniert.

Ihr einziger Zweck ist die sichere „Vorhaltung“ von Wildtieren zum Zwecke des Abschusses.

Im günstigsten Fall reden wir dabei von natürlich vorkommenden Arten. Dann dienen die Zäune dazu, diese heimischen Arten in einer Dichte vorzuhalten, die eigentlich unnatürlich ist.

Im Regelfall passiert hinter den hohen Zäunen noch etwas ganz anderes: Dort werden Arten gehalten, die von Natur aus ganz woanders vorkommen, aber als lohnende Beute für Jagdgäste erhalten müssen. So finden sich im Artenspektrum vieler (der meisten?) Farmen in Namibia neben den Klassikern Oryx, Springbock, Kudu, Hartebeest, Eland und Warzenschwein wie selbstverständlich Gnus, Impalas und Wasserböcke.

Und weil offenbar immer mehr Jagdgäste nach Nyala, Roan und Sable fragen, werden auch diese wunderschönen Antilopen ins Sortiment der potentiellen Beutetiere aufgenommen.

Wo man doch schon mal da ist...

Die Dimension dieser auf den ersten Blick gar nicht „so schlimmen“ Entwicklung muss man sich klar machen:

Stellen Sie sich vor, nach einer erfolgreichen Hirschbrunft in Polen oder Ungarn bietet Ihnen der freundliche Jagdführer an, in einer anderen Ecke des Reviers noch ein kapitales Känguru zu erlegen. Wo man doch schon mal da sei. Weil ich trotz aller Erfahrungen nach wie vor an das „Gute im Jäger“ glauben möchte, gehe ich davon aus, dass spätestens an dieser Stelle bei den meisten Jägern sämtliche Alarmglocken angehen würden – Kängurus in Polen? Die gibt's doch da überhaupt nicht!

Genau.

Aber Sables, Nyalas und Wasserböcke auch nicht in Namibia.

Diese edlen Antilopen werden tausende von Kilometern aus ihren angestammten Biotopen herangekarrt.

In der Regel von einer landwirtschaftlich geprägten Industrie (nichts anderes ist das) aus Südafrika.

Dabei sind längst alle vorstellbaren Schamgrenzen gefallen. Wenn überhaupt, wird vielleicht noch über die Größe solcher

Wildtier-Zoos gesprochen. Die stereotypen Worthülsen sind immer die gleichen – das Gatter sei doch so und so groß. Die Bedingungen sogar schwieriger als in freier Wildbahn. Kein Problem. Alles waidgerecht.

Selbst auf die Gefahr hin, zu nerven – was ändert sich grundsätzlich am Abschluss von Kängurus im Rotwild-Biotop, wenn man den Zaun des Zoos nur groß genug macht? Doch genau das findet im südlichen Afrika vor aller Augen statt. In einem Ausmaß, dass scheinbar längst zur Normalität geworden ist.

Und doch sollten wir uns hüten, mit dem erhobenen Zeigefinger über die Farmer herzuziehen – sie müssen schließlich davon ihre Familien ernähren. Das eigentlich Schlimme ist die Tatsache, dass die Entscheidung über die Zukunft der Jagd, über das Wohl und Wehe der wilden Tiere in Afrika, gar nicht auf dem schwarzen Kontinent selber fallen wird.

Sondern auf den Fluren der Jagdmessen in Reno oder Dortmund:

### **Der Anfang vom Ende ...**

Warum müssen wir Europäer uns überhaupt um solche Fragen kümmern – sollen die Afrikaner doch selber ihre Probleme lösen. Es reicht doch, wenn wir sie mit (nicht wenig) Geld unterstützen, indem wir dort jagen und so vor Ort den Wert der wilden Tiere deutlich machen.

Wir können doch von hier aus dort nichts ändern.

Vorschreiben lassen sich die Afrikaner doch sowieso nichts.

Und am gerade am deutschen Wesen soll die Welt ja schon lang nicht mehr genesen ...

Wenn es doch nur so einfach wäre.

Doch um es mit einem deutschen Sprichwort zu sagen, dessen Wurzeln in der afrikanischen Tierwelt liegen – sich auf eine solche Position zurückzuziehen, wäre nichts anderes – als wie der Vogel Strauß seinen Kopf in den Sand zu stecken ...

Denn nahezu all diese Praktiken haben sich die Afrikaner nicht selbst ausgedacht. Sie bedienen damit nichts anderes als einen Markt. Einen gigantischen.

Ein Spiegelbild dieses Marktes ist etwa die Dortmunder *Jagd & Hund*, Europas größte Jagdmesse. Dort treffen sich jedes Jahr im Februar die Auslandsjäger, in einer eigenen Halle tummeln sich allein über 40 Anbieter aus dem südlichen Afrika. Nach welchen Kriterien wird dort gebucht?

*(Die folgenden Überlegungen beziehen sich ausschließlich auf interessierte Afrika-Einsteiger. Wer von dem berüchtigten Fieber befallen wurde, das einen immer wieder zurücktreibt in die unvergleichbaren Wildbahnen unter dem Kreuz des Südens, der kennt diese Mißstände. Und arrangiert sich damit oder verschließt seine Augen davor. Wer soche Tendenzen aber wissentlich duldet oder durch seine Buchung unterstützt, scheidet in meinen Augen als Diskussionspartner in dieser Frage aus.*

*Aber es gibt ja auch jedes Jahr Tausende, die mit klopfendem Herzen zum ersten Mal vor dem „großen Abenteuer Afrika“ stehen. Und das ist gut so. Jeder von ihnen ist dort willkommen.)*

Zurück auf die Dortmunder Messe, genauer gesagt auf die Flure der Westfalenhalle 7. Nach welchen Kriterien informieren sich dort interessierte Jäger, die noch nie in Afrika gewesen sind?

### **Erstes Kriterium: Was kostet das ?**

Diese Frage hat zunächst mal mit Jagd gar nichts zu tun, sie ist typisch, quasi die „Mutter aller Kaufentscheidungen“.

Von der Butter im Supermarkt über die Sonnenbrille, das Handy bis zu richtig teuren Konsumgütern wie etwa Autos. So kommt es nicht von ungefähr, dass Preis-Suchmaschinen zu den meist-besuchten Internetseiten überhaupt gehören.

Man will ja schließlich sein Geld nicht zum Fenster raus werfen, das Preis-Leistungsverhältnis soll schon stimmen.

Also möchte ich als Afrika-Jäger in spe doch gerne wissen, was mich eine Woche Farmjagd in Namibia mit dem Abschuss von einem Oryx, einem Kudu und einem Warzenkeiler (ein klassisches Einsteigerpaket) kostet. Diese Frage kann man in der Tat nirgends besser klären als eben genau in Halle 7 der *Jagd & Hund*. Wer sich dafür ein paar Stunden Zeit nimmt, wird nicht unerhebliche Preisunterschiede finden.

Und wer meint, dabei im Google-Stil schließlich beim billigsten Anbieter zu buchen, wird mit dem guten Gefühl die Messe verlassen, eine Menge Geld gespart zu haben.

### ***Zweites Kriterium: Was gibts denn da alles ?***

Gemeint ist eigentlich: Was kann ich denn da alles erlegen – wenn ich schon mal da bin ..?

Dieser Ansatz ist ebenfalls typisch. Ohne jede Kenntnis über die Gegebenheiten vor Ort, die Reviere und die natürlichen Lebensräume der dort vorkommenden Wildtiere, ist das Motto „Je mehr, desto besser“ tief in den Herzen der *Verbraucher* verankert. Im Kontext mit Jagd bekommt dieser Begriff aus unserem Alltag eine ganz andere Bedeutung:

Wenn jedes Jahr ein paar hundert Jäger in Dortmund und anderswo afrikanische Farmer danach fragen, welche Arten sie neben Oryx, Kudu, Springbock, Hartebeest und Eland denn noch „zu bieten“ haben – und wenn im Kontext dieser Frage zu erkennen ist, dass potentielle Kunden ihre Buchungsentscheidung genau davon abhängig machen werden, ob man auch Bleißböcke, Impalas, Gnus, Wasserböcke oder gar Sable-Antilopen miterlegen könne, was würden Sie dann als Farmer und Jagdanbieter tun?

Machen wir uns nichts vor, die Gesetze der Marktwirtschaft regeln längst auch an dieser Stelle ... alles.

Wo eine Nachfrage ist, die sich mit einfachen Mitteln bedienen lässt, wird dieser Markt bedient.

Nichts anderes tun die Wildfarmer Namibias. Wenn die Jagdgäste Impalas und Wasserböcke, Gnus und Sables schießen wollen, werden diese Tiere eben in großen Holzkisten herbeigebracht und hinter hohen Zäunen wieder laufen gelassen.

Wäre ja auch extrem dumm, die teuren Viecher danach einfach weglaufen zu lassen.

Oder wenn sie vom Leopard oder Gepard gefressen würden.

Pech nur, dass ausgerechnet auf namibischem Farmland die höchste natürliche Dichte von Geparden auf der ganzen Welt herrscht. Ansatzweise mag man sich vorstellen, welche Chancen da Antilopen haben, die gar nicht in die dortigen Lebensräume passen und dazu noch durch hohe Zäune eingepfercht werden. Mit fatalen Konsequenzen: Die großen Katzen stören die „Wirtschaftskreisläufe“ auf wilddicht gezäunten Farmen ganz erheblich. Zum besseren Verständnis – dieser Störfaktor ist von seiner Bedeutung her zigmal größer als dies etwa bei uns für Füchse in gepflegten Niederwildrevieren gilt.

Von all dem weiß der Afrika-Neuling nichts. Nur was er wissen will, bekommt er gesagt – wieviel es kostet und was er alles jagen kann. Mit fatalen Konsequenzen.

Weil diese Mechanismen scheinbar ungebremst ablaufen, hat sich der Alltag auf den Jagdfarmen Namibias dramatisch verändert.

- Es gibt nur noch wenige Farmen, die nicht wilddicht gezäunt sind.
- Und es gibt nur noch wenige Regionen, in denen man nicht mit exotischen Zootieren die heimische Fauna etwas auf-artet...

Richtig schmerzhaft wird all das, wenn man begreift, dass *wir* es sind, die es soweit haben kommen lassen.

Ausgerechnet wir deutschen Jäger, die wir doch so stolz sind auf unsere Prinzipien, auf unsere Waidgerechtigkeit, unsere Hege.

Davon können sich andere eine Scheibe abschneiden.

Wenns überall so lief wie bei uns, bräuchte man sich keine Sorgen zu machen.

Von wegen. Wer als Unwissender in diese Maschinerie gerät, trägt beim ersten Mal sicher keine Verantwortung.

Im besten Falle kommt er mit einem ganzen Sack voll herrlicher Trophäen nach Hause und schwärmt vor seinen Kumpels von den urigen, wildreichen Revieren Afrikas. Dass er von einer mehr oder weniger gut getarnten Exekution landwirtschaftlich gehaltener Zootiere zurückgekehrt ist, verschweigt er geflissentlich.

Die schlechtere Variante sei allerdings auch der Vollständigkeit halber kurz erwähnt: Wer sich bei der Auswahl seines Anbieters auch bei der Jagd an der in Mode gekommenen Maxime „Geiz ist geil“ orientiert, kann ganz böse hereinfliegen. Von klapprigen Fahrzeugen, schlechter Unterbringung, wenig qualifizierten Jagdführern, ausschließlicher „Gummi-Pirsch“ vom Pick-Up aus, leergeschossenen Farmen und schlechter Trophäenqualität ist nämlich auf den Fluren der Jagdmessen fast nie die Rede.

All dies ist höchst ärgerlich.

Wer auf falsche Versprechungen von Billigheimern hereinfliegt, muss sich das zu einem Großteil selber ankleben – und wird für seine ersten Afrika-Erlebnisse unterm Strich Lehrgeld bezahlen. So werden scheinbar billige Angebote am Ende teuer bezahlt.

Aber das wäre ja „nur“ Geld. In Afrika kommt eine wichtigere Komponente hinzu: Der elementare Unterschied zur Jagd wie wir sie kennen, ist die Tatsache, dass es dabei ganz schnell gefährlich werden kann. Selbst bei der „harmlosen“ Farmjagd.

- Auch durch Antilopen kommen immer wieder Menschen ums Leben.
- Vor Schlangen, Skorpionen und ähnlichem braucht man zwar keine übermäßige Angst haben – aber all das kommt dort vor. Und man ist wirklich gut beraten, gut gemeinte Hinweise der einheimischen Profis im Umgang mit der Natur ernst zu nehmen. Aber wenn das gar keine Profis sind?
- Erst recht bei der Jagd auf wirklich gefährliche Arten erwirbt man letztendlich bei einem Anbieter keinen Abenteuerurlaub mit Trophäengarantie, sondern seine Lebensversicherung.

Wer an dieser Stelle sparen will (da reden wir ganz schnell von fünfstelligen Euro- oder Dollarbeträgen), spielt mit seinem Leben. Die Sehnsucht nach Büffeln, Elefanten, Löwen und Leoparden kostet jedes Jahr einen hohen Blutzoll.

Meist sind es Jagdhelfer und Berufsjäger, die vor allem auf der Nachsuche verletzt oder gar getötet werden.

Man sollte sich schon vor der Buchung darüber im Klaren sein, dass die Doppelbüchse des Jagdführers darüber entscheidet, ob ich heile von einer solchen Expedition zurückkehre.

## **Was geht mich das an ?**

Zurück in die Hitze der Berufsjäger-Tagung im Advent 2011 im Schatten des Erongo. So nach und nach dämmerte mir, warum es vielleicht doch Sinn machen könnte, sich als deutsches Greenhorn mit diesen engagierten Afrikanern zusammen zu tun. Sie sind die unbestrittenen Profis bei der Führung, Ansprache und Erlegung jeder vorstellbaren afrikanischen Wildart – von der hasengroßen Zwergantilope bis zum mächtigen Elefanten.

Auf was man alles achten muss, damit am Ende nicht ein viel zu junges Tier da liegt (einen unbedacht gemeuchelten Zukunftshirsch hängt sich auch keiner in die Kellerbar...), dafür sind sie zuständig. Darauf muss ich mich als Kunde verlassen können. Man muss nur den richtigen Pie Äjtsch (PH/Professional Hunter) finden. Dass die hier um mich herum ganz zweifellos zu den „Richtigen“ gehörten, war klar.

Mir.

Aber wo dran können Afrika-Neulinge diese Truppe in Dortmund und anderswo erkennen?

Darin könnte eine Aufgabe liegen, für die es Sinn machen würde, im fernen Deutschland Verantwortung zu übernehmen. Genau darum hatte man mich eingeladen.

Im Laufe der nächsten Tage haben wir viel diskutiert – besser gesagt, ich habe fast nur gefragt: „Erklärt mir doch noch mal Eure Prinzipien, warum macht Ihr das so und warum ist es

schlecht, wenn die breite Masse es anders macht?“

Ich muss noch viel lernen. Auch wenn ich es wirklich als Ehre empfinde, dass mich diese Haudegen darum baten, für sie als Sprecher zu wirken.

Lernen geht am besten mit Eselsbrücken – Sie kennen das:

Wer beim Anstoßen unter Jägern das Glas in der falschen Hand hält ... gibt die nächste Runde. Irgendwann merkt man sich's.

So ähnlich „drohten“ mir meine neuen Freunde:

„Jedes Mal, wenn Du *Eure* Prinzipien und *Eure* Methoden sagst, gibst Du ‚ne Runde – verstanden?“

OK – es sind ja auch meine Prinzipien, zutiefst und von Herzen.

Und deshalb träume ich davon, dass in Dortmund bald Jäger mit anderen Fragen eine Afrika-Jagd vorbereiten:

***Ich habe einen Traum: Ich träume davon, dass sie nicht zuerst nach den billigsten Schnäppchen suchen.***

***Ich träume davon, dass sie nicht wissen wollen, wieviel verschiedene Zoo-Tiere dort zur Exekution hinter hohen Zäunen vorgehalten werden.***

***Ich träume davon, dass Jäger wissen wollen, ob dort, wo sie jagen wollen, heimische Wildtiere vorkommen, die man suchen muss, die frei ziehen können – auf die Gefahr hin, dass ich eine Zeit brauche, um ein starkes, altes Stück zu finden. Genau das ist es doch, was Jagd ausmacht. Handwerk, Auseinandersetzung mit den überlegenen Sinnen wilder Tiere.***

***Ich träume davon, dass Jäger ihren Erfolg, ihr Glück, ihr Waidmannsheil, nicht danach ausrichten, wieviel Kreaturen in kürzester Zeit durch ihre Kugel ihr Leben beendeten. Sondern stattdessen daran, dass es gelang, nach anstrengender, tagelanger Pirsch ein passendes, reifes Stück zu erbeuten.***



„Nur“ ein Oryx – aber Welch spannendes Waidwerk unter der Sonne Afrikas! Nur freilebendes Wild kann seine überlegenen Sinne nutzen, um mir zu entkommen – Jagd pur eben.



***Ich träume davon, dass die erste Frage in Halle 7 den Wild-Lebensräumen gilt: Ist Ihre Farm wilddicht gezäunt?***

***Und ich träume davon, dass man auf den Fluren von Dortmund nach den Prinzipien des Erongo-Verzeichnisses fragt, weil Anbieter und Farmen, die sich dazu bekennen, für saubere Jagd garantieren.***

Wir wollen nicht mit dem Finger auf andere zeigen, die es aus wirtschaftlichen Gründen (man könnte auch sagen, um ihre Familie zu ernähren) mit elementaren Grundregeln der Jagd, wie wir sie verstehen, nicht so ganz ernst nehmen.

Wir wollen nur eine Alternative anbieten:

Wer ehrliche, faire Jagd sucht,

- in freier Wildbahn auf heimisches, heimliches, herrliches Wild,
- auf die Gefahr, hin vielleicht in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht jede gewünschte Art wie die Buchung auf einer Speisekarte auch zu erlegen
- dafür aber mit der Chance, auf der Fährte wirklich wilder Tiere unvergeßliche Stunden an der Seite Gleichgesinnter zu erleben
- der wird in Afrikas Wildbahnen wie nirgends sonst auf dieser Welt eine tiefe Erfüllung finden

Er wird als Fremder kommen.

Und als Freund gehen.

Wer sich darauf einlässt, wird sich wundern.

Es geht nämlich dabei gar nicht allein um die Jagd in Afrika.

Advent kommt vom lateinischen *adventare*, was soviel bedeutet wie ankommen.

Mein nicht ganz freiwillig zustande gekommener afrikanischer Advent 2011 bekam so im Nachhinein über die Beschreibung des Zeitpunktes hinaus einen ganz anderen, tieferen Sinn:

Tausende von km von heimischen Revieren entfernt, weit weg von all unseren jagdlichen Wurzeln, zwingt uns das Waidwerk in Afrika zur Auseinandersetzung mit unserem Tun als Jäger. Nur auf den ersten Blick geht es dabei um ganz andere Probleme.

Doch ob wir Schiesser sind oder Jäger,  
ob wir in freier Wildbahn wilden Tieren nachstellen  
oder in Gattern unsere Bestellungen ab-exekutieren,  
ob es uns überhaupt interessiert, unter welchen Bedingungen  
Wildtiere existieren oder vegetieren,  
ob wir das Maßband im Kopf haben und Befriedigung  
nur noch angesichts zweifelhafter Medaillen-Trophäen finden,

oder ob wir begreifen, es an uns heranlassen,  
dass archaische Runden am Lagerfeuer unterm Sternenhimmel  
dass stundenlange, schweißtreibende Pirschen durch ein Land,  
das so hart ist wie sein Kameldornholz,  
dass jede Stunde an der Seite eines erfahrenen Führers  
uns auch zuhause im heimischen Revier zurückbringen können  
auf das, was Jagd einst war und weiter sein kann,

all das beantwortet sich, wenn man sich  
mit der Waffe im Gepäck auf den Weg macht. Dorthin.

Das Ringen um die Zukunft der Jagd auf dem schwarzen  
Kontinent kann uns helfen, wieder bei uns selbst *anzukommen*.

Einen solchen Advent wünsche ich Ihnen.  
Dazu muss man ja nicht unbedingt im Dezember nach Afrika  
fahren...

Matthias Kruse  
*Erongo-Verzeichnis für afrikanisches Jagdwild*  
Presse-Sprecher